

Die Spielgefährten.

Roman von V. Wiesen.

(3. Fortsetzung.)

„Wäre das auch der Fall,“ äußerte Frau Dittmer scharf, „so ist meines Eindringens der Volksklassen in unsere Kreise immer nachtheiliger und tadelnswerth. Wo bleiben da schließlich die Standesunterschiede. Habe ich nicht recht, Herr Pastor?“

„Darüber läßt sich viel — streiten, und das wollen wir doch nicht,“ war die lächelnd und vorsichtig gegebene Antwort. „Aber wo ist denn unsere liebe Alice? Ich habe sie ja noch gar nicht begrüßt.“

„Wer weiß, wo sie wieder hienau,“ entgegnete die Mutter in mißmuthigem Ton. „Es ist nicht möglich, das Mädchen an Pünktlichkeit und Hausordnung zu gewöhnen. Immer wieder irgendwelche Umherstreifen und Zeitverderben.“

„Heute ist doch Sonntag,“ versuchte Dittmer zu entschuldigen. Sobald ein Ladel gegen seinen Liebling laut wurde, nahm er das Pfeifchen — welches er im Zimmer seiner Frau fast rauchte — aus dem Munde und rühte unruhig auf dem Stuhle hin und her.

Auch der Pastor lenkte ein. Mit der weichen, frauenhaft zarten Hand über sein bartloses Gesicht streichend — eine Bewegung, die ihm zur Annehmlichkeit geworden war — sagte er freundlich: „Das ist die wilde, ungestüme Jugend, die ihre Freiheit verlangt. Lassen Sie die kleine nur sich ihrer liebsten Nähe freuen. Das Leben zwingt uns früh genug dazu, ernst und verständig zu werden.“

„Nicht wahr, Herr Pastor?“ stimmte Dittmer lebhaft zu. „Sieht Du, Marieschen, das sage ich immer. Warum soll die Lili nicht das bische Pfäfer — wie heißt es in dem schönen Liede: „Freut euch des Lebens, solang“...“

„Ach, laß doch diese altmodischen Riten, die besagen gar nichts.“ Eingeschüchtert schwieb der Zurechtgewiesene, und gegen den Gast gewandt, fuhr Frau Marie fort: „Mein Mann ist von jeher, viel zu nachsichtig gegen Alice gewesen und hat ihr immer den Willen gelassen.“

„Am vorliegenden Fall erscheint mir das gerechtfertigt,“ beugte die Geistliche. „Handelt es sich doch nur um einen etwas über die gewohnte Zeit ausgedehnten Spaziergang, und wie tödlich sind jetzt zur Hochsommerzeit Feld und Wald! Einem jungen Weibe, das allein, ohne Geschwister oder Gefährtin aufzuwachen ist, pflegt die Natur die beste Freundin zu sein.“

Frau Marie wollte nicht widerprechen, aber sie entlockte sich genau, daß ihr jetzt die Natur niemals Freundin gewesen war. Von ihrem praktischen Standpunkt aus erschien ihr der Sommer nur darum schön, weil Obst und Gemüse reiften, weil man die Betten sonnen und das Vieh auf die Weide treiben konnte.

„Ich denke, in der Laube wird jetzt Schatten sein,“ meinte Dittmer und setzte verlobten seine Tasse auf einen kleinen Kaffeetisch, den das laubereifliche durch irgend welchen bösen Zufall erhalten hatte, „könnten wir nicht draußen unsere Partie spielen. Wie, Marieschen?“

„Ja, wenn es dem Herrn Pastor recht ist?“

„Aber sehr recht; je später der Nachmittag, desto erquickender die Luft.“

„Also gut, dann hole die Karten, Heinrich,“ gebot Frau Marie. Während die drei Alten sich eifrig der Skatpartie widmeten, war Alice im Walde. Bald nach dem Mittagessen, als die Mutter ruhte, hatte sie das Zimmer verlassen, dessen Stille und gedämpfte Licht ihr unerträglich drückend waren.

Draußen umging sie greller Sonnenschein. Die hellen Ritzwege flimmerten, die feuerrothen Verbenen auf den Beeten blendeten; mit halbgeschlossenen Augen schritt das Mädchen dem ungepflegten, verwilderten Park zu. Aber auch unter den dichtbelaubten Bäumen brütete die heiße Sonnengluth, gleichsam wie eingefangen. Eine drückende Schwüle lag in der Luft.

Alice öffnete die schadhafte Pforte des grauen, moosüberwachsenen Lattenzaunes, der Feld und Garten trennte, und trat ins Freie. Thras, der große Hofhund, den sie zur Feier des Sonntags von der Kette losgemacht hatte, drängte heftig nach.

Der Hund am Halsband haltend, schritt sie leichtfüßig vorwärts. Ein breitrandiger Strohhut schützte Stirn und Augen, nur auf dem goldblonden Haarknoten und dem zarten, rosigen Nacken, den der schmale Ausschnitt des Sommerkleides frei ließ, spielte die Sonne.

Wie befreit athmete das Mädchen auf. Hier draußen ist es schön; ab und zu geht ein kühlerer Lufthauch, er bewegt die schlanken, dunkelgelben Korknägeln, die noch so stolz aufrecht stehen und nicht wissen, wie bald die Sense des Schnitthers sie zu Boden reißen wird. Zwischen den Halmen drängen sich in Menge Kornblumen und hellrother Flattermohn, lustig anzusehen, aber nicht nutzbringend für den Landmann. Auch die Weizen sind nur mäßig gefüllt; der Roggen durch

anhaltende Dürre vorzeitig gereift, wird in diesem Jahre wieder schlecht „schütten“.

Doch das beschäftigt nicht die Gedanken der Vorwärtsstrebenden. Sie ist es von jeher gewohnt, daß die frohen, zuversichtlichen Hoffnungen des guten Papas bei jeder neuen Ernte ebensoviel große Enttäuschungen werden. Mechanisch rüft sie vom Grabenrand ein paar Bergfahnenmännchen mit Kleeblumen, die in der kleinen, heißen Hand sofort weltend die Köpfe hängen lassen.

Der Feldweg ist jetzt zu Ende, ein schmaler Fußsteig führt in den Wald. Er bildet die Gutsgränze. Der jenseitige Forst gehört zum Nachbargut Dobrawitz, das gegenwärtig unbewohnt ist.

Das junge Mädchen geht sich ausruhend ins Heidekraut, streift den Hut von der heißen Stirn und hängt ihn an die Zweige eines niedrigen Hafelnußstrauchs. Auch der Hund, nachdem er noch eine Weile bald hier, bald dort herumgeschwappert, streckt sich zu Füßen der Herrin aus und legt seinen Kopf auf die breiten Vorderpfoten.

Tiefe, lautlose Sonntagnachmittagsstille ringsumher. Um einzelne, höher stehende Grasrippen streifen die Mäuden. Wenn sie dem Hunde nahe kommen, zuckt er blinzeln und läßt die weißen Seitenzähne sehen.

Lich, die Hände um die Knie geschlungen, den Kopf an den rotbraunen Stamm einer alten Fichtengeheule, träumt mit offenen Augen vor sich hin. Wobon, hätte sie selber nicht sagen können. — Kann sie doch nichts von der Welt als die väterliche Scholle und keine Menschen, außer den wenigen, unter denen sie aufgewachsen war. — Wie ein immer gleichlaufendes Uhrwerk vergingen die Tage, solange sie sich entsinnen konnte, nur durch die wechselnden Jahreszeiten unterschieden. — Es war schön in Tannainen, niedrig in der Welt konnte es schöner sein. Der tiefe, grüne Wald, der Garten mit den vielen Blumen, die sie lieb haben und pflegen durfte, der Thras und vor allem der gute, gute Papa — das alles hatte sie zu eigen.

Über trotz dem kam es bisweilen über sie wie ein ungestümes Schonen, ein ungeduldriges Harren — ja, worauf denn nur? Wenn, so wie jetzt, nur die Mäuden tanzten, Sonnenstrahlen die kleinen Blumen küssen und Schmetterlinge einander haßten — dann war es plötzlich da, das seltsam verlangende Gefühl in ihrem jungen Herzen. — Zu dumm! Der Thras war viel klüger: er schlief. Schlafen ist gut gegen die Langeweile.

Lich wollte auch versuchen zu schlafen. Sie drückte die Augenlider eine Weile fest zu, aber es nützte nichts. Gegen ihren Willen horcht ihr Ohr auf das Zirpen der Grillen und den leisen Lachruf eines Vogels.

Jetzt raschelt es hinter ihr, ein irdener Zweig knackt.

Thras hebt schnuppernd die Schnauze und beginnt leise zu knurren. Was spürt er da, ein Eichhörnchen oder gar einen Hasen? Neugierig wendet das Mädchen den Kopf zur Seite; aber in demselben Augenblick springt auch schon der Hund auf und während einem Mann entgegen, der zwischen den Stämmen hervor auf die Lichtung tritt. Er ist kaum imstande, sich den untermutheten Anreifer mit dem Stoß vom Leibe zu heilen.

„Verdammt, Bestie, ich werde dich...“

„Thras, Thras, willst du wohl gleich herkommen, Thras!“ ruft Lich zu Tode erschrocken. Was hat nur der Hund? Er ist doch sonst gar nicht böse.

„Thras, Thras!“

Aber das Thier gehorcht nicht, es ist wie außer sich, und müthig springt nun das Mädchen selbst hinzu, rächt den sich heftig Sträubenden am Halsring und zerrt ihn an ihre Seite.

„Solch ein vermaltes...“ Der Fremde betrachtet erst prüfend seinen eleganten Sommeranzug, in den die spitzen Hundezähne ein kleines Loch gerissen haben, und dann, nachlässig den Hut löstend, das junge Mädchen, welches sich, hochroth im Gesicht, noch immer mit dem widerpenfingigen Thras abmüht.

„Verbindlichen Dank für Ihre Hilfe, gnädiges Fräulein, aber man sollte diesen gemeingefährlichen Roter wirklich lieber an die Kette schließen als ihm Gelegenheit geben, harmlose Spaziergänger anzufallen.“ Es lag ein Theil Aergers in den rüchlichstlos ausgeprochenen Worten.

Lich fühlte sich schuldig, denn sie hatte Thras losgemacht.

„Ach, bitte, vergehen Sie! Er ist sonst so gehorsam, der Hund, ich beargwöhne nicht, was ihm heute... Hat er Ihnen wirklich den schönen Rod gerissen?“

Wie sie verschüchtert zu ihm aufschau, fing die Sache an, dem Manne Spaß zu machen, und er übernahm nun

selbst die Verteidigung des Mißthäters.

„Schadet nichts, mein Fräulein; das Malheur ist nicht der Rede werth, und da das Vieh mich doch nicht kennt, kann man es ihm eigentlich nicht weiter übel nehmen. Ich bin erst vor wenigen Tagen nach Hause gekommen.“

„Nach Hause? Wo ist denn das?“ fragte sie so unerböhlend neugierig, daß ein belustigtes Lächeln über sein schmales Gesicht flog.

„Mein „zu Hause“ liegt gar nicht weit von hier; ich vermüthe, das Rittergut Dobrawitz wird Ihnen bekannt sein.“ Dann mit leichter Verbeugung: „Mein Name ist von Waszgezewski.“

„Ah — wirklich?“

„Wundern Sie das, mein Fräulein?“

„Nur weil Sie bisher nie auf dem Schloß wohnten; es hieß, Sie wären immer auf Reisen. Sind Sie nun zurückgekommen?“

„Es scheint so,“ spöttelte er. Sie wurde glühend roth. „Gott, wie furchtbar dumm ich frage! Ich meinte, ob Sie jetzt immer hier bleiben werden auf Ihrem Gut?“

„Fürs erste jedenfalls. Die Fremde ist schön, aber ich merke eben, daß auch die Heimath ihre Reize hat.“

Das Mädchen nickte lebhaft, sie war zu harmlos, um seine dreiste Schmeichelei zu verstehen.

„Nicht wahr, bei uns ist es sehr süßlich? Ich bin nämlich auch hier zu Hause. Ich heiße Alice Dittmer, und meinen Eltern gehört Tannainen, wissen Sie wohl, das Gut jenseits der breiten Fahrstraße. Wenn man aus dem Walde heraustritt, kann man drüber über dem großen Roggenfeld schon ein Stückchen vom roten Ziegelbau unseres Hauses sehen.“

„Dann sind wir also Nachbarn!“ äußerte er.

„Ganz dasselbe hatte Lich eben sagen wollen, nun freute es sie, daß er es aussprach.“

„Ja, ganz nahe Nachbarn,“ nickte sie veranugt.

Er war, im Gespräch langsam vorwärts schreitend, an ihrer Seite geblieben; nun hatten sie den Ausgang des Waldes erreicht. Vor ihnen lag die weite, stille Ebene, an deren Horizont sich der glühende Sonnenball zum Untergang neigte.

„Mein Gott, so spät ist es?“ rief das Mädchen erschrocken. „Was wird Mutter lauen?“

„Wollen Sie schon heim?“

„Ja, ja, ich muß schließlich eilen; ich glaube nicht — die Zeit ist so sehr schnell vergangen. Adieu, Herr von Waszgezewski, und sein Sie dem Thras nicht mehr böse.“

„Wie könnte ich? Ich bin ihm dankbar.“

Diesmal verstand sie ihn, er hatte sie bei den Worten so sonderbar angesehen, mit den tiefstehenden, faszinierenden Augen. Als er aber den Kopf des Hundes zu lässeln versuchte, schnappte das Thier zähnefletschend nach der schmalen, weißen Hand.

„Pui, du garliches Vieh!“ Ein zorniger Schlag Lichs traf den Unverwundlichen.

„Lassen Sie ihn nur, gnädiges Fräulein, ich hoffe, mit Thras noch bekannter zu werden und mir allmählich seine Freundschaft zu erringen. Auf Wiedersehen!“

Wahst von Waszgezewski grüßte ehrerbietig und sah ein paar Augenblicke der eilenden Gestalt im flatternden, hellen Sommerkleide nach. — Ein hübsches kleines Abenteuer. Das Mädel war wirklich allerliebst.

Wie Lich, athemlos vom schnellen Lauf, im Gutschhof anlangte, fand das Schimmelfuhrwerk des Herrn Pastors schon vor der Thür, und der geistliche Herr war gerade im Begriff einzusteigen.

man ins Zimmer, und Lich trug mit Hilfe des Dienstmädchens das läbliche Abendessen auf. Schweigend wurde die Milchsuppe verzehrt; Alice fürchtete eine Fortsetzung der mitternächtlichen Strafpredigt, und Dittmer war überhaupt im Weisen seiner Frau wenig gesprächig, da seine Aeußerungen gar zu oft überhört oder scharf getadelt wurden.

Bald nach dem Essen wünschte man einander „Gute Nacht“, denn auf dem Lande, wo das Tagewerk schon sehr zeitig beginnt, pflegt man, auch während der schönsten Jahreszeit, früh zur Ruhe zu gehen.

Nur Lich schlich sich, ehe sie ihr kleines Siebelstübchen aufsuchte, noch einen Augenblick in den mondbescheinigten Garten hinaus. Ihr war so froh zumuthe. Wenn sie jetzt doch laut hätte jubeln dürfen! Aber nein, Mutter konnte es hören, und was sollte die wohl davon denken.

An der Ecke des Hauses stand die Hundebütte, neben der Thras lag. Das Mädchen kauerte sich zu ihm nieder, kaufte ihn an den Ohren und drohte ihm mit der Faust.

„Du schlechter, ungezogener Hund, weißt du auch, daß ich dich gar nicht mehr leiden kann!“ — Und dann — mit einem Mal umschlang sie das Thier ungestümt mit beiden Armen und drückte ihr Gesicht in sein zottiges Fell.

Frau Dittmer war verzeilt. Die alte Baronin Wenig hatte wieder einen Anfall ihrer Herzkämpfe gehabt, und dann wurde stets die Richte zur Pflege hüberordert.

Es war merkwürdig, wie bereitwillig die sonst wenig mitleidige Frau dem Wunsch der Kranken immer nachkam. Mann, Kind und die eigene Wirtschaft ließ sie sofort im Stich, um in Wenttens die Stelle der leidenden Hausherrin zu vertreten und dieser jede mögliche Hilfe und Erleichterung zu bieten.

In solchen Zeiten konnte Marie Dittmers scharfe Stimme weich und theilnehmend klingen, ihr schroffes Wesen wurde mild und gefügig, jeden leiblichen Wunsch der Kranken wußte sie ihr von den Augen abzulesen. Noch niemals hatten Tante und Nichte sich so nahe gestanden wie in diesen letzten Jahren, welche der fünfundsiebzigjährigen häufig schwere körperliche Leiden auferlegten.

Marie war klug genug, die Kranke nicht nur zu pflegen, sondern auch so viel wie möglich zu gestreuen, denn mit unfähigem Grauen wies diese jeden Gedanken an den Tod von sich. Aus kindlichem Aberglauben sprach sie nie über die testamentarischen Bestimmungen, welche sie getroffen, nur wenn sie sich ganz schwach und elend fühlte, hatte sie die kühle Hand der Nichte mit ihren zuckenden Spinnennetzen unklammert und angstvoll angefaßt: „Verlaß mich nicht, Marie, ich will nicht allein bleiben, ich fürchte mich; und ich will auch keinen Fremden um mich haben, denn die denken nur daran, wie sie mich betrügen und beschleichen können. Wenn Du aber bei mir bleibst, wird es Dein und Deiner Alice Glück sein.“

Und Marie Dittmer blieb. Mit großer Willenskraft die eigene Erschöpfung bekämpfend, durchwachte die Nächte am Krankenbett, unterzog sich jeder Handreichung, ertrug lässlich unangenehme Launen und Quälereien.

Sie hatte nie verstanden, Alice ihre Mutterliebe durch Liebesbungen und zärtliche Worte zu beweisen, hier behält sie sie, indem sie jedes Opfer brachte, um ihrem Kinde das reiche Erbe der Großmutter zu sichern.

In Tannainen hatte man inzwischen mit der Ernte begonnen. Wenn früh um 5 Uhr zur Arbeit geläutet wurde, war der alte Dittmer schon auf den Weiden und gönnte sich keine Ruhe, bis das letzte Ruder aufgeladen und der letzte Halm vom Felde herein war. Er hätte so gern durch Fleiß und angestrengte Thätigkeit ersetzt, was ihm der Himmel durch gute Erträge nicht gewähren wollte.

Im Hause wirtschaftete während der Mutter Abwesenheit Lich fröhlich herum, und wenn auch jetzt manchmal nicht alles in der gewohnten Ordnung herging, wenn oft etwas vergessen oder verkehrt gemacht wurde, der gute Papa war stets zufrieden und fand es im Grunde viel beglücklicher als unter dem tüchtigen, tadelnden Bild der strengen Hausfrau. Uneingeständenermaßen fühlten sich Vater und Tochter von einem steten Zwange befreit, und besonders in dem Gemüth des jungen Mädchens lang und klang es wie lauter jubelndes Frohloiden.

Sie war seit jener Begegnung mit Waszgezewski nicht mehr in den Wald gegangen; eine eigenartige Scheu hielt sie davon zurück. Doch kürzlich, als sie vom Felde kam, wohin sie dem Vater sein Respektbrod gebracht, da er durch den Gang nach Hause keine Zeit verlieren wollte, war ihr auf der Landstraße ein Weiler in scharfem Trabe entgegengekommen.

Sich vor dem aufwirbelnden Staub zu schüßen, trat Lich zur Seite. Sofort maßigte der Reiter das Tempo; er hatte das junge Mädchen erkannt, schwenkte lebhaft den Hut und sprang im nächsten Augenblick vom Pferde.

„Also doch endlich!“ rief Waszgezewski triumphirend. Sie war sehr roth geworden. Er aber wartete weder ihre Antwort noch ihre Zustimmung ab, sondern schloß sich ihr ohne weiteres — den Trennzügel über den Arm hängend — auf dem Wege an.

„Habe ich Sie neulich durch irgend etwas erzürnt, gnädiges Fräulein?“

Sie sah ihn mit großen, verwunderten Augen an.

„Nein, gewiß nicht, Herr von Waszgezewski; wie kommen Sie auf den Gedanken?“

„Ich fürchtete es, weil Sie die Waldhöhe, von der Sie sagten, es wäre Ihr Lieblingsplatz, nicht wieder besucht haben.“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Sehr einfach, weil ich jeden Tag dort gewesen bin.“

Wie überhaupt der Umgangston mit wie überhaupt der Umgangston mit jungen Männern. Sie wußte nichts zu antworten als ein verlegenes: „Ach, Sie waren dort?“

„Natürlich, und ich würde gewiß noch wochenlang täglich hingepilgert sein, wenn nicht mein Glüdsstern mich heute zufällig in Ihre Nähe geführt hätte. Nun darf ich Sie wohl noch ein Stück Weges begleiten, nicht wahr?“

Sie nickte und dachte im Stillen: „Gewiß ist es ihm zu einfach in seinem alten Schloß, er möchte wohl einmal mit jemand plaudern,“ und dabei fühlte sie sich stolz beglückt, daß er an ihrer Gesellschaft Gefallen fand.

Um ihn recht gut zu unterhalten, kramte sie bunt durcheinander alle ihre kleinen Erlebnisse aus. Von dem guten Papa erzählte sie, vom hochwürdigen Herrn Pastern, vom hübschen Dorfschullehrer und von der blinden Orkisarmer, die jeden Sonntag Mittagessen im Gutschhof bekam, erzählte vom alten „Pünderjuden“ Abram Tabrag, der ab und zu mit seinem Kram von bunten Bändern, Tüchern und Galanteriewaren ins Dorf zu kommen pflegte, und vom unartigen Thras, der jetzt immer an der Kette liegen mußte.

Waszgezewski hörte scheinbar uninteressirt zu, während seine unstillen, dunklen Augen mustend auf seiner Begleiterin ruhten. Er war ein feiner Kenner weiblicher Schönheit. Wie viele Frauen hatten schon seinen Weg gekreuzt, wie vielen hatte er Liebesworte zuflüstert, wie vieler Herzen gewonnen! Das waren kurze Epochen in seinem vielbewegten Leben gewesen, an die er später nur gelegentlich als an mehr oder minder angenehme Erinnerungen zurückdachte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zar und seine Familie.

Seit mit der Ermordung Plehows die russische Revolution ihren Ausgangspunkt überschritten hat, um sich in unabsehbare Weiten inauszurohnen, sind die Augen aller Welt auf den regierenden Zaren gerichtet, erwartet man von diesem Herrscher eine That, die eine Wendung bedeuten könnte zum Guten oder Schlechten.

Aber Kaiser Nikolaus schwankt unentschieden zwischen Reactionären und Reformern, bis die furchtbare Brandung ihm über dem Haupte zusammenzuschlagen muß.

Die Persönlichkeit des Zaren ist ein wahres Mysterium, das bisher nicht eraründet werden konnte. Aber in einem feinen erschienenen Buche von Alexander Ular ist eine Schilderung des Zaren und seines Hofes gegeben worden, die wenigstens Manches, wenn nicht Alles, was in Russland unserer Tage und in Petersburg im Besonderen vorgeht, verständlich macht. Ular weist nach, daß die Romanoff-Holstein-Gottorp'sche Dynastie, die mit Peter dem Dritten begann, begenert ist von Generation zu Generation. Peter der Dritte hatte eine beträchtliche Wasserfucht nebst Säuerwahninn. Seine Erbschaft übertrug er auf seinen Sohn Paul, der ein Epileptiker war und schließlich als Wahnsinniger endete.

Alexander der Erste, Paul's Sohn, zeigte außer dem Größenwahn seiner Großmutter Katharina einen zur Großrituar verzeerten Tiefinn, den Ular, der Franzose, einen deutschen Tiefinn nennt. Ihm waren die zwei typischen Schwächen der Dynastie Holstein-Gottorp eigen: Gedächtnisschwäche und eine eigenthümliche Ahat des Mystizismus. Seine ganze Regierung besteht demnach aus zusammenhanglosen Entscheidungen und Thäten. Bald müthig, bald sentimental, stets nach der mystischen Inspiration suchend, wenn sein armes Hirn dem logischen Faden der Dinge nicht folgen konnte, gerieth er immer in Verzweiflung, wenn er persönlich etwas zu entscheiden hatte, und ließ bei bösen Nachrichten stets seinen Thänen freien Lauf; er weinte bei jeder Gelegenheit — und zum Schluß verfiel er aus Gedächtnisschwäche in den Mystizismus, der allmählich die Verlangsamung der Gehirnfunktionen zur Gewohnheit magischer Schicksalsbefragungen führt.

Sein Nachfolger hätte Konstantin, der zweite Sohn Paul's, sein müssen, da Alexander der Erste keine Söhne hinterließ. Konstantin hatte von seinem Vater eine beratige Gehirnschwäche geerbt, daß ein anständiges Benehmen bei offiziellen Anlässen für ihn das Maximum der möglichen Anstrengung darstellte. Er überließ den Thron seinem Bruder Nikolaus, dessen Charakterbild in der Geschichte schon längst feststeht als das eines Menschen, der nicht nur an Anfallen von Verfolgungswahn, von sinnloser Grausamkeit gegen Thiere litt, sondern auch eine lebhaft an die ägyptischen Borer erinnernden mystischen Größenwahn an den Tag legte, der den Glauben an seine Unverwundbarkeit nach sich zog und ihm den Anschein einer ungläublichen Thatkraft gab.

Mit seinem Sohne Alexander dem Zweiten tritt die Dynastie pathologischer Phänomene sozusagen in unsere Zeit ein. Er hatte, sagte Ular, nicht

nur alle alten Schwächen der Holstein-Gottorp geerbt, sondern auch noch — eine besonders gefährliche Eigenschaft bei einem von einer gewissen Rasse überkommenen Selbstherrscher — den aus Partheit und philosophischer Unklarheit zusammengesetzten Idealismus seiner Großmutter, der Königin Louise. Der Herrscher mit demselben Idealismus beehrte seine Politik wie sein intimes Leben. Alles beehrte ihm tief durch das Mißverhältniß zwischen der Wirklichkeit und seinen Ideen. So entwickelte er sich, wie seine eigenen Brüder von ihm sagten, zum „Alexander dem Weinerlichen“.

Er erstete die Weite seines Verständnisses durch die Tiefe seiner Gefühle. Mit der folgenden Generation beginnt eine Phase physischer Niederganges die nur zu oft bei epileptischen Familien die letzte vor dem Zusammenbruch ist. Die Tuberkulose mit allen ihren furchtbaren Einflüssen auf das Gehirnleben, mit den pflüchtigen Sprüngen von völliger Apatie zu bestialischer Anstrengung, dem unlogischen, unbedenklichen Stimmungsumschwung, den barocken und viel zu schnellen Avenasociationen, der eigenthümlichen Annäherung, die die Wissenschaftler in der viel zu rasch durchlaufenen Tonleiter von dem ersten Vagen bis zu demselben auf's Neueste getriebenen Begriffsauslöschung, mit der krankhaften Reizbarkeit endlich, die noch fortwährend diese schon anormalen Prozesse durchbricht und das Chaos zusammenhangloser Gefühlsbewegungen erbebt: all das ganze klinische Bild der tuberkulösen Psychose tritt auf, um nun die Dynastie nicht mehr zu verlassen. Der älteste Sohn Alexanders des Zweiten, Nikolaus, war an Tuberkulose zu einer Zeit gestorben, als der zweite Sohn, Alexander, nicht mehr die tiefen Spuren einer niederdrückenden Erziehung weismachen konnte, die ihm gerade die Möglichkeit, mit Lust und Verständnis eine Herrscherrolle zu spielen, hatte nehmen sollen. Seine natürliche, schon krankhafte Wüthigkeit war zu einem Grade grotesk gerückt worden, der sie einem wahren Verfolgungswahn nahe brachte.

Aus dem Vorhergehenden leitete dann Ular die Psychologie Nikolaus des Zweiten her. Die Krankheitsgeschichte der Dynastie Holstein-Gottorp erklärt im letzten Grunde die schweren Wirren, die Russland zerreissen. Diese Krankheitsgeschichte allein macht den beispiellosen Marasmus beareiflich, in dem Russland dahingeeirtet. Sie allein auch kann die seltsamen Handlungen des frühesten Enkelkaiserlichen nach den Zusammenbruch des moskowitzischen Selbstherrschthums zu betrauern haben wird. Nikolaus der Zweite ist leidlich — eine äußerste Erscheinungsmomente jener jahrhundertelangen Rückentwicklung. Die entsetzliche Erbkrankheit, die auf ihm lastet, hätte einem Privatmanne das Recht gegeben, in einer Heilanstalt ein ruhiges Dasein, fern dem Getriebe der Welt, zu verbringen. Das Un Glück — für ihn und für die Welt — wollte es, daß er auf seinem Plage sich befindet. Am meisten ähnelt Nikolaus der Zweite seinem Großvater Alexander dem Zweiten. Diefelben Gedächtnisschwächen, dieselben kampfartigen Zufälle, dieselbe Gefühlsweichheit an falkcher Stelle, dieselbe Widerstand zwischen der Sentimentalität des Gläubigen und dem stolzen-Troh des Gefaltten: kurz, die gesamte Psychologie Alexanders des Zweiten erscheint bei seinem Entel wieder. Bloß daß bei Nikolaus dem Zweiten alle psychischen Fehler entsetzlich vertieft sind.

„Sag' mal, Papa, werden die Schulkinder in den Hochschulen ebenso bestraft wie in anderen Schulen?“

„Ja, mein Kind; sie müssen oftmals das essen, was sie selbst gefodt haben.“

Der Mensch beurtheilt die Dinge lange nicht so sehr nach dem, was sie wirklich sind, als nach der Art, wie er sie sich denkt und sie in seinen Ideengang einpaßt.

Die Japaner sind als gute Nachbarn bekannt und in der Kriegszeit haben sie den Preußen so ziemlich alles abgedudt. Aber mit der Sannurbarbinde sind die japanischen Offiziere bis jetzt nicht ausgerüstet.

Eine Verbrüderung in Portsmouth, N. H., wäre wichtiger, als die in Portsmouth in England.

Boston hat in 10 Jahren um rund 100,000 Einwohner zugenommen — sein Winter, daß auch die Bohne von Jahr zu Jahr reurer werden.

Kinder-Logit: „Nein, Haren, das darfst Du nicht thun, da im Grose herumlaufen. Sonst kommt der Polizist und arretirt dich,“ sagt die Wärterin zu ihrem kleinen Schutzbefohlenen. „So. Aber er muß doch auch auf das Gras gehen, wenn er mich kriegen will. Und dann wird er auch arretirt.“

Um sich gegenständig die kalte Schulter zu zeigen, hätte es eigentlich kaum noch des britischen Klottenbelsuchs in Einemünde bedurft.

Da schlägt einer im Ernste vor, zu allen wichtigen Wemtern nur verheiratete Männer zu wählen. Ja, sollen wir denn ein Frauenregiment bekommen?